



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 168.

Freitag, 20. Juli.

1928.

(24. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

XXIV.

Die Kopfschmerzen ließen nach. Kurt wollte wieder die Hände rühren. Der Arzt war sehr einverstanden, warnte nur vor Ueberanstrengung. Sagte zu Frau Lensing:

„Eines Tages wird er den Wunsch haben, sich gründlich mit Ihnen auszupreschen. Dann hören Sie ihn geduldig an. Mag auch manches da zur Sprache kommen, für das Sie kein Verständnis haben! Ihr Sohn ist noch krank! Wird es noch einige Zeit bleiben! Hätte er nicht einen so festen Schädel, wären ihm die Matrosensäufte verhängnisvoll geworden!“

Die gebrechliche Frau dankte dem Arzt.

„Ich weiß, Kranke müssen mit weicher Hand behandelt werden! Aber Sie irren sich ganz bestimmt, Herr Doktor, wenn Sie glauben, mein Sohn Kurt würde mir nun sein Herz ausschütten. So weit sind wir noch lange nicht! Ich kenne mich aus in meinem Fleisch und Blut!“

Die Heuernte war heran gekommen. Viehverkäufe hatten Einnahmen gebracht. Ernst war fortgefahren, um für das Geld schleunigst landwirtschaftliche Geräte zu kaufen. Der Christian Theiß beaufsichtigte an diesem Tage die Leute. Kurt sagte am späten Vormittag zu seiner Mutter:

„Ich will hinausgehen und sehen, ob auch tüchtig geschäftet wird. Das Barometer ist etwas gesunken, wir können in eine Regenperiode hineinkommen, und das war ein Jammer!“

An einer Hute blieb er stehen, sah sich das Vieh an. Prachstücke standen da. In der Molkerei wurde immer wieder festgestellt, daß ihre Milch den höchsten Fettgehalt hatte. Er ging weiter. Wollte auf einen Feldweg abbiegen, der nach der Elbe führte. Dort drüben waren die Leute beim Mähen. Er lehnte sich erst einmal an einen Obstbaum an der Landstraße, sah nach Osten. Das Gehen bei der Hitze war ihm noch beschwerlich. Saaten wiegten sich dort im Winde. Sie standen gut. Brot gab es für das noch immer hungernde Deutschland. Dann eilten seine Gedanken wieder einmal zu Vira Bernstedt. Wenn er jetzt an sie dachte, spürte er nicht mehr das Ziehen im Kopfe. Bald würde er vollkommen genesen sein. Und dann? ... Jose hing ihm immer noch das Herz in der Brust. Ihm war es, als pendele es hin und her. In stillen Stunden war ihm die Erkenntnis aufgedämmert, daß es nicht leicht sein würde, immer gut mit ihr auszukommen. Aber ein Weib ließ sich doch erziehen! Gelang ihm das, dann würde sein Lebensweg hinaufführen zur Höhe. Und sie würde an seiner Seite wandeln. Stolz sein auf ihren Mann! ... Ja, wie war's denn gewesen? Hatte sie nur mit ihm gespielt? Gespielt sicherlich — aber nur?! Ihm war es oft so gewesen, als sei das geschehen, um ihn anzuspornen. Ihm das Blut rascher durch die Adern zu jagen. Und das war ihr immer gelungen! Sollte so bleiben, denn nur dann war das Leben schön! Aber die Zweifel, ob diese Schlussfolgerung auch richtig war, stellten sich gleich hinterher ein. Wenn sie nur Schindkuder mit ihm getrieben

hatte? Der Gedanke spalte immer sofort alle Hemmungen weg. Dann knirschte er mit den Zähnen, ballte die Fäuste. Dann hätte es ihm leid getan, daß ihm die Matrosen den Schädel nicht vollkommen eingeschlagen. Sie war seine große Liebe, die den Menschen zu Himmelshöhen oder in die Verzweiflung führte! Dafür konnte er doch nichts! Klarheit mußte er sich verschaffen, dann mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen.

Es lief schon auf Gummirädern auf ihn zu ...

Vira Bernstedt hatte einen harten Kampf mit ihrem Bruder gehabt. Er hatte versucht, ihr diesen „ausgefallenen“ Gedanken, noch einmal nach der Altmark zu fahren, auszureden. Da war ihr Alfred Ottersen zu Hilfe gekommen, so peinlich ihm das Vorhaben seiner Braut war.

„Ich mag sie nicht hindern, wenn sie reinen Tisch machen will! Habe nur ein Bedenken: ob die Genesung des Herrn Lensing dadurch nicht verzögert wird! Man soll, was zur Ruhe kommen muß, nicht unnötig bewegen!“

Auch ich muß zur Ruhe kommen! Glaubt Ihr vielleicht, ich könnte mit Alfred nach Amerika fahren auf ein halbes Jahr, wenn ich nicht diese peinliche Angelegenheit, an der ich nicht schuldlos bin, zum Abschluß gebracht hätte?“

Alfred Ottersen hatte genickt. Er begriff das. Heinrich Felsenstedt hatte stumm die Achseln gezuckt ...

Kurt Lensing fuhr aus seinen Gedanken. Eine Staubwolke kam auf ihn zu. Ein Kraftwagen war's. Das Signal kannte er doch! Tü-tü-tü-tü-a! Kein Zweifel. Der Kraftwagen von Herrn Felsenstedt war es. Er erkannte ihn jetzt auch am Bau, an der grünen Farbe. Das Kinn vorgestreckt, sah er dem heransausenden Wagen entgegen. Die Gedanken überschlugen sich in seinem Kopfe. Zu ihm wollte man. Jetzt wurde er zu Himmelshöhen hinaufgetragen oder in den Abgrund geschleubert. Möchte es sein, wie es wollte, — die Entscheidung war da!

Mitten auf die Landstraße sprang er, breitete die Arme aus.

Der Kraftwagen maßigte das Tempo, er sah eine Frau sich erheben — Vira Bernstedt.

Der Wagen hielt. Kurt Lensing stand schon am Schläge, riß ihn auf.

„Gnädige Frau!“

Ein Jubeln war es! Ernst reichte ihm Vira Bernstedt die Hand. Befahl dem Lenker, zweihundert Meter weiter zu fahren und zu wenden.

Kurt Lensing überhörte es. Er war selig. Sie war da! War zu ihm gekommen. Das hatte er nicht erwartet, im Traume nicht daran gedacht. Sie sah, wie die Freude ihm aus den Augen strahlte. Eine andere war sie in der letzten Zeit geworden.

„Ist's Ihnen recht, gehen wir auf diesem Feldweg auf und ab!“

Ob es ihm recht war! Aber nicht dorthin, wo die Schnitter waren, der Weg gabelte sich. Der rechte führte in ein Erkenwäldchen, das bis zum Elbdeich reichte.

„Liebe, gnädige Frau, wie soll ich Ihnen danken, daß Sie gekommen sind!“

Wie ihm beibringen, weshalb sie gekommen war?

„Mir scheint, Sie sind vollkommen wieder hergestellt, Herr Lensing! Das freut mich aufrichtig!“

„Ja-a,“ sagte er mit einem fröhlichen Lachen. „Es geht mir wieder ganz gut! . . . Und Ihnen? Prächtig sehen Sie aus!“

Erregung hatte Vira Bernstedts Wangen gerötet. Sie waren zu der Stelle gekommen, wo der Weg sich gabelte. Er wies auf das Erlenwäldchen. Sie blieb stehen. Hastig ging ihr der Atem. Hatte sich zurecht gelegt, was sie Kurt Lensing hatte sagen wollen, und nun wollten sich die Worte nicht formen nach ihren Wünschen.

„Herr Lensing, wir müssen ruhig, ganz vernünftig zusammen reden!“

„Wollen wir, aber kommen Sie doch weiter!“

„Nein, bleiben wir hier! . . . Ich bin gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten . . .“

Er ließ Vira Bernstedt nicht weiter reden. Schlagend mit der Hand durch die Luft.

„Das wird ja immer schöner! Sie — mich? Ich bin's, der sich unglaublich benommen hat! Warum muß ich aber auch so die Haltung verlieren! Wie kam ich dazu, so frech die Hand nach Ihnen auf Ihrem Balkon auszustrecken und dann meinen Kummer in St. Pauli zu erkaufen? Es war ein Skandal! Mehr, eine Rücksichtslosigkeit gegen Sie! Mein Maß an Schuld ist gerüttelt voll! Die Hiebe vom Schicksal habe ich reichlich verdient! Aber, ich denke, nun ist's genug; einmal muß man aus den Irrungen und Wirrungen doch herauskommen!“

„Deshalb bin ich ja da!“

Voller Angst ent schlüpften die Worte Vira Bernstedts Lippen. Das ungeschickteste war es, das sie jetzt hatte sagen können. Kurt Lensing legte die Worte zu seinen Gunsten aus.

„Alles, was schlapp an mir war, fällt in Ihrer Gegenwart ab wie Zunder!“ Er sagte sie am Handgelenk. „Kommen Sie mit da hinein, ins Erlenwäldchen. Die Leute dort brauchen uns nicht zu sehen!“

Erst jetzt gewahrte Vira Bernstedt die Menschen. Leichter wurde ihr ums Herz. Wenn es Not tat, konnte sie um Hilfe rufen.

„Bitte, Herr Lensing, werden Sie ruhiger und lassen Sie meine Hand los! Ihre Leute sehen zu uns herüber!“

Er tat es, aber Furchen zogen sich auf seiner Stirn zusammen.

„Ich folge Ihnen aufs Wort! Aber nun kommen Sie! . . . Vira, bei Tag und bei Nacht waren meine Gedanken bei dir! Zweifel haben mich geschüttelt, deshalb konnte ich nicht genesen! . . . Nach nur der Qual schnell ein Ende! . . . Du bist ja da! . . . Ein Leben lang werde ich dir's danken, daß du gekommen bist!“

Seine Stirn hatte sich wieder geglättet. Aus seinen Augen strahlte die Seligkeit. Aber in seinen Mundwinkeln sah ein böser Zug. Da lauerte ein Rest von Zweifel. Er ließ nicht mehr mit sich spielen! Auf keinen Fall!

„Machen Sie mir doch das Reden nicht so furchtbar schwer! . . . Bitte, hören Sie mich ruhig an! . . . Ich habe mich mit Herrn Ottersen verlobt! Wir heiraten in zehn Tagen!“

Als ob er einen Schlag bekommen hätte, so zuckte Kurt Lensing zusammen. Auf seinen Stock mußte er sich stützen, die Knie zitterten. Wie irr sah er sie an . . . Ottersen, das war doch der Kerl, der damals bei ihr auf dem Balkon gesessen hatte. Den sie so schön auf den Trab gebracht hatte! Er war freilich bald hinterher marschiert! . . . Da war er wieder — der rasende Kopfschmerz! Hohl schlugen die Worte an sein Ohr, die er nun sagte. Ihm war, als stürze ein Tempel zusammen, den er in seinem Herzen gebaut hatte.

„Ach so-o, deshalb sind Sie gekommen! Um sich Ihr Spiel bis zum bitteren Ende anzusehen! . . . Das können Sie haben! . . . Dort fließt die Elbe! Gleich hinter dem Erlenwäldchen! Stellen Sie sich nur auf den Damm! Dann kann der Schluß des Trauerspiels

aufgeführt, nein ausgeführt werden! Und dann hegt Sie hoffentlich ein gerechtes Geschick durchs Leben und läßt Sie verrecken, in irgendeinem Straßengraben!“

Er wandte sich von ihr! Wenn ihm die Knie nur nicht so gezittert hätten und der Kopf nicht ärger geschmerzt hätte, als damals, wie Matrosenfäuste in St. Pauli auf ihm herumgetrommelt hatten. Den Weg vor sich sah er wie durch einen grauen Schleier, das Erlenwäldchen da drüben schien auf und ab zu tanzen. Er wollte rasch laufen, hinein ins Wasser! Nichts mehr hören, nichts mehr sehen! Er taumelte wie ein Trunkener.

Vira Bernstedt sprang an seine Seite. Ihre Hände krampften sich in seinen Arm. Unendlich weh wurde ihr ums Herz. Bittere Reue stieg in ihr auf. Und ein Gefühl tiefen Mitleids . . . Wie leichtfertig war sie gewesen! Männer gab es noch in deutschen Landen, die zu lieben vermochten. Dieser da, der noch nicht ausge-reift war, und Alfred Ottersen, ein Charakter von großem Ausmaße . . . Und ihr galt diese Liebe, ihr, die ihr Leben bisher verbracht in tändelnder Spielerei . . . Der nicht einmal das Andenken Werner Bernstedts, des Helden, halt gegeben hatte! Viel hatte sie gutzumachen — sehr viel! . . . Aber sie war doch auf dem Wege, seit sie arbeiten gelernt hatte! Seit ihr Hanseatenblut gesiegt über das leichtfertige mexikanische!

(Schluß folgt.)

Der Eid.

Von Wilhelm Pennemann.

Hinter der Schranke des Verhandlungszimmers Nr. 36 geht es lebhaft zu. Bauern füllen den engen Raum. Mann an Mann stehen sie. Heute macht ihr Dorf Geschichte, und da wollen sie dabei sein.

„Und ich sag', sie schwört nicht!“ sagt einer und trampft mit seinem Knotenstock auf.

„Und sie tut's doch!“ erwidert sein Gegner.

„Ein solch schlechtes Fraumensch wollt ich nimmer zur Mutter haben!“ wirft ein Dritter ein.

„Ist ein gut Weible gewesen, allewege!“ verteidigt sie ein Viertes. „s' wird schon wissen, was soll!“

„Ei, Teufel!“

„Ruhe!“ gebietet der Präsident, „oder ich lasse räumen!“

Er nimmt gewöhnlich Rücksicht auf seine Bauern und er hat drum seine Anforderungen an Ruhe und Stille schon um etliche Grade herabgemildert, aber schließlich steht doch die Gerichtsverhandlung und nicht ein Bauernanzug auf der Tagesordnung.

Was war geschehen! — — —

Der Bauer Trodels in Ostönnen war gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Das war allerdings in letzter Zeit auch auf dem Lande üblich geworden, aber notwendig war's nicht. Waren keine schriftlichen Aufzeichnungen über die Verteilung der Hinterlassenschaft gemacht worden, dann trat eben Bauernrecht und -brauch in Kraft und die bestimmten: Der älteste Sohn bekommt den Hof und die Geschwister werden recht und schlecht abgefunden, wie's der Hof eben verträgt. Daran war nicht zu deuteln und zu drehen.

Und so war's auch hier geschehen: Der älteste Sohn, Karl, hatte Hof und Erde erhalten, und der Jüngere, Frit, hatte sich mit ein paar tausend Talern zufrieden geben müssen.

Da war alles in Recht und Ordnung. Das war die Meinung der Bauern, aber nicht die des Frit. Der machte ein altes Dorfgeschwäh wieder lebendig, das bei der Geburt des Karl umgegangen und das besagte, der sei gar nicht der Sohn der Bäuerin, sondern der Jungmagd, und der kinderlosen Frau nur untergeschoben worden. Das habe der Bauer getan, um seinen Namen zu erhalten und seinem Hofe einen Erben zu geben. Und viele der Bauern hatten damals stumm dazu genickt und das ganz in Ordnung gefunden. Bauerngeschlecht und Bauernerde hatten auch ein Recht und das hatten sie gefordert — und erhalten.

Und wenn die Bäuerin . . . nun ja, die mußte sich eben drein schiden und das Opfer bringen, und sie tat's auch. Jeder Mensch hat sein Bündel zu tragen, und sie trug das ihre schweigend und stumm.

Aber dann war nach Jahren ganz unverhofft ein zweiter Junge auf den Hof gekommen. Da zweifelte niemand an seiner Rechtmäßigkeit. Also war wohl auch bei dem ersten alles in Ordnung gewesen und die Schwäger von damals wurden ziemlich kleinlaut. Einige Hartnäckige nur behaupteten, die Entwicklung habe der Bauer nicht geahnt, und er

stehe nun selber in Wirren und Wundern. Aber das sagten sie nur ganz schüchtern, ohne den Versuch zu machen, mit ihrer Meinung durchdringen zu wollen.

Die Bäuerin selbst war jedenfalls aufgeblüht wie eine Blume, die lange in Dunkel und Schatten gestanden und nun ans helle Licht der Sonne gesetzt worden war. Aber die Jahre der Not hatten ihren Lebenswillen schon zu sehr zermüht, und nun die Lust kam, war er nicht mehr stark genug, sie zu tragen, nach einigen wenigen Wochen stieg sie dahin und starb.

Die beiden Jungs aber wuchsen und wurden stark und hoch, und da der Ältere in die Zwanzig ging, war er ein stämmiger, vollwertiger Bauer, der überall anklopfen konnte, da nur eine heiratsfähige Dirne stand. Doch wenn er auch voll Kraft und Lust war und auf Tanzböden und Kirchweihen seinen Mann stand, so verlor er auch seine Kraft nicht. Bauernblut und Bauernerde waren in ihm mächtig und hielten ihn stolz und hoch.

Sein gegen zehn Jahre jüngerer Bruder Fritz dagegen ging den Weg zu Tal. Er liebte Pflug und Acker nicht sonderlich, und der Sport und die Stadt sahen ihn häufiger, als dem alten Bauern lieb war.

Fritz, wie schon gesagt, hatte sich auch anfangs in die Erbteilung gefunden, bis ihm ein städtischer Wirtelschreiber einen Floh ins Ohr gesetzt hatte und er mit der Anforderung antrat, einziger Sohn des Bauern zu sein und den Hof als alleiniger Erbe beanspruchte.

So waren die Brüder vors Gericht gekommen, und das lateinische Wort sollte ein Urteil sprechen.

„Ruhe dahinten!“ ermahnte der Präsident noch einmal und trat dann in die Verhandlung ein. Er las die Anklage vor. Fritz ergänzte und wiederholte, was wir bereits wissen: Jedermann im Dorfe kenne das Gerede und sehr viele seien überzeugt, daß Karl nicht der Sohn der Bäuerin, sondern der Jungmagd gewesen, die seitdem ein Mittelglied zwischen Bäuerin und Magd geworden und jedenfalls nach dem Tode seiner Mutter die herrschende Stellung einer Bäuerin tatsächlich eingenommen habe. Die dörfliche Geburtshelferin sei leider gestorben, sonst würde wohl die Wahrheit schnell zu erfahren sein, aber die Magd und Pseudobäuerin müsse unter Eid vernommen werden. Das sagte nicht viel, jedenfalls nichts Neues. Das war den Bauern alles bekannt, und hielt ihre Zungen in Ruhe.

Nun mußte sich Karl dazu äußern: Ja, von dem Geschwätz habe er auch einmal gehört, aber er glaube ihm nicht. Auf den Bauernhöfen und in den Spinnstuben liefen in den langweiligen Winterabenden allerlei Mären herum, und wenn eben keine mehr da seien, so würden neue erfunden. Er erkenne jedenfalls nur die verstorbene Bäuerin als seine Mutter an und die Magd nur als eine liebe, treue Pflegerin seiner Kindheitsjahre. Wenn diese mit besonderer Liebe und Zuneigung um ihn gewesen und ihn mit fast mütterlicher Sorgfalt umgeben habe, so sei das darum sehr wohl zu verstehen, und es sei nicht nötig, nach sündigen Motiven zu suchen. Auch sei seine Mutter zumeist fränkisch und er mit seinen Wünschen und Begehren auf die Magd angewiesen gewesen. Und wenn er der Magd auch heute noch gut sei, so sei das eine ganz natürliche Dankespflicht. Mehr wisse er nicht zu sagen.

Auch die übrigen Zeugen konnten nur das Gerücht bekräftigen. Tatsachen für seine Wahrheit wußten sie nicht beizubringen.

Nun wurde die Magd aufgerufen.

Da kam Leben in die Bauern! Jetzt wurde es interessant! Ein jeder reckte den Kopf vor.

Die Magd, bald fünfzigjährig, trat vor. Verschüchtert und zitternd; ihre Hände gingen unruhig hin und her. Sie empfand die Blicke der Richter und Bauern wie Lanzenspitzen.

Da küßte ihre Hand das Gitter der Anklagebank. Das sagte sie und hielt sich daran. Nun stand sie fest.

Nach der Namensverlesung und den üblichen Fragen wollte der Vorsitzende sie vereidigen. Der Anwalt Karls erhob dagegen Einspruch und bat, bei der Erregung der Zeugin und der ungeheuren Wichtigkeit der Zeugenaussagen die Vereidigung bis an den Schluß der Vernehmung zu verschieben. Das Gericht gab dem Antrag statt.

„Nun Zeugin“, begann der Verhandlungsleiter, „Sie wissen, um was es sich handelt, äußern Sie sich einmal.“

Die Magd blieb stumm. Ihre Lippen lagen hart aufeinander. Die Augen sahen verloren zu Boden. „Ich weiß von nix, Herr Richter!“ sagte sie endlich hart und tonlos.

„Sie haben doch von dem Gerücht gehört!“ Die Magd nickte. „Dann frage ich Sie auf ihr Gewissen hin: Ist an diesem Gerücht etwas Wahres?“

Da sah die Magd auf, wollte wohl den Richter ansehen, sah aber an ihm vorbei und ihr Blick blieb an der Wand haften, starr, als sei er festgehalten. Ihr Mund laute an einer Antwort und dann sprach sie aus weiter Ferne her: „Von meiner nicht!“

„Sie wollen damit sagen, daß Sie nicht die Mutter des Angeklagten seien!“

Wiederum nickte der Kopf. Hinter der Barriere sturzte und summte es. Eine hochgespannte und enttäuschte Lustlosigkeit hielt sich nur mühsam im Zaume.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ihr Wort von ausschlaggebender Bedeutung ist. Sehen Sie sich den Angeklagten einmal an und sagen Sie ihm dann, daß er nicht ihr Kind ist!“

Die Magd blieb unbeweglich stehen. Einen Augenblick aukt es wohl in ihr, als müsse sie den Kopf wenden, dann aber hing sie sich wieder in ihren starren Blick. — „Sie hat keine Kourag!“ kam es ärgerlich und vernehmlich aus dem Zuhörerraum. — „Da schau, wie sie hebbert!“

„Ruhe!“ gebot der Vorsitzende, „bei dem nächsten lauten Wort lasse ich den Ruhestörer hinauswerfen!“ Und er wandte sich an die Magd: „Nun, Zeugin, antworten Sie!“

Die hatte sich inzwischen gefaßt und gefunden: „Ich kenn' den Karl alleweile, nun bald an die dreißig Jahre, ich hab' nix zu schaffen mit ihm!“

„Aber so erklären Sie uns die bevorzugte Stellung, die Sie in dem Hause inne hatten!“

Da kam Leben in das tote Gesicht der Magd. Ein mattes Leuchten stieg in ihre Augen. Ein feines Lächeln legte sich um ihren Mund. „Ich habe meine Pflicht die Jahre hindurch wider den Hof und seinen Herrn getan, und da war keine Sünde dabei!“

Eine kleine Stille war, jeder fühlte den Segen der Erde, in dem die Magd die Jahrzehnte gestanden und sich gesonnt.

Dann erbat der Anwalt des Klägers das Wort. Er suchte die Magd durch geschickte Fragen hin und her zu leiten und irre zu führen, aber ihre knappen und fargen Antworten boten keinen Einriss, da er hätte einhaken können. Da mußte auch er von ihr lassen.

Da nun alles wesentliche gefragt war und kein Anlaß war, die Magd nicht zu vereidigen, ging der Vorsitzende dazu über, ihr den Eid abzunehmen. Er hieß sie vor Bibel und Kreuz treten. Die Hand, die noch immer trampfhaft das Geländer gehalten, ließ los. Alle Bangigkeit, die vordem in das Holz geflossen, hobte nun wieder in dem Arm der Frau.

Der Richter machte sie auf die Heiligkeit des Eides aufmerksam und wies auf die Strafen hin, die ein Falschheid mit sich brächte. Und dann setzte er sein Parett auf. Die Richter und Beisitzer standen auf. „Nun Zeugin, sprechen Sie mir nach: Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden.“

Die Lippen der Magd bebten, ihr Atem ging schwer, ihre Augen sahen vor sich, gingen dann zum Tisch, aber sie sah nicht Kreuz noch Bibel, sie sah nur einen weißen, huschenden Fleck auf einem schwarzen Grunde. Und schmer und gepreßt wiederholte sie die einzelnen Worte: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden.“

„Daß ich die lautere Wahrheit gesagt.“ fuhr der Vorsitzende fort.

Die Hand der Magd greift um sich, als suche sie eine Stütze. Einmal schluckte sie auf, raffte sich mit aller Gewalt: „Daß ich die lautere.“ Und wendet sich blitzschnell um. Die Hand greift zum Herzen. „Karl!“ schreit sie.

„Nein.“
Schlägt zu Boden und ein Blutstrom bricht aus dem Munde. Noch einmal schaut sie auf, — da liegen die Augen des Bauern über ihr. Und was der in ihnen gelesen, hat er nimmer gesagt, und keiner hat ihn danach gefragt. Und dann drückte er die Augen zu, die ihm zu einem lebendigen Buche geworden.

Ein armes, gequältes Herz hatte seinen letzten Schlag getan.

Die Parabel von der spielenden Katze.

Von Max Havel.

Wer Parabeln sehen will, kann sie überall sehen. Die Natur zeigt sie ihm da und dort und offenbart sich als die größte Helferin des Dichters, der von ihren Gleichnissen erzählen will.

Gestern spielte ich in ein paar müßigen Minuten mit einer Katze, die gerade anfängt, nicht mehr ganz jung zu sein, aber noch dumm genug ist, um einen papierenen Köder an einem Wollfaden für eine richtige Maus zu halten und ihm in nimmermüder Jagd listig — und für den, der sie folgt — lustig nachzujagen. Es ist ein Spaß besonderer Art, eine Katze zu beobachten, wie sie, nun richtiges Raubtier en miniature, die Beute anschleicht, wie sie sie mit funkelnden, gespannten Blicken verfolgt, sich duckt und lauernd liegt, daß ihre Flanken vor Erregung beben — um dann jäh hinauszuschießen und sie zu ergreifen. Was ihr natürlich nie gelingt, weil man den Papierball längst in der entgegengesetzten Richtung tanzen ließ, so daß das Tier nun wieder in weiten Sprüngen dorthin trachtet und dann wieder dorthin

und dahin — wo der zauberhaft flinke, mysteriöse Ball eben hinters, geheimnisvoll bewegt von geheimnisvoller Macht. Ich foppte das Tier reichlich, wobei ich ihm übrigens auch Gelegenheit gab, die „Beute“ zu erreichen und ins Mäulchen zu nehmen — aber das tat der Fortsetzung des possierlichen Spielens keinen Abbruch. Kaum raschelte der Papierball wieder am Boden hin, so duckte sich das Rädchen, verlorate ihn mit starren, gierigen Augen, um dann plötzlich wieder loszufahren, um dieses rätselhaft bewegliche Etwas zu ergreifen. Dabei leistete das Tier oft die drohligsten Hochsprünge, bei denen es sich in der Luft drehte und wendete und dann vermutlich schmerzhaft zu Boden fiel. Ich ließ das Papierrädchen tanzen und hüpfen und unterhielt mich dabei im heiteren Sinne gewiß so gut als die törichte Mäuse im ernstlichen. Endlich hatte ich ein Einsehen — nahm einen Napf Milch und stellte ihn vor das ermüdete Tier. Es begann denn auch gleich auf die reizende Art zu trinken, wie Raben, kleine Wesen schlagend, mit zarter Zunge trinken — aber es hatte keine Ruhe. Immerfort unterbrach es den Genuß und sah umher — ob nicht das vermeintliche Mäuschen inzwischen entkommen sei. Es suchte den Papierball am Wollfaden — und wenn ich ihn gezeigt hätte, wäre das Tier nicht imstande gewesen, den süßen Trank sich schmecken zu lassen. Aus Sorge um das Mäuslein. Aus Gier nach der Befolgung des nichtigen Papierballens, den es ja schon im Mäulchen gehalten hatte und von dessen Wichtigkeit eigentlich schon hätte überzeugt sein können.

Dies ist die Geschichte. Dies die Parabel, die mit die Natur gestern erzählte als ich mit dem lieben, grauen und mit schönen schwarzen Pardestreifen gezeirte Rädchen spielte, dem ich dann Milch zu trinken gab.

Liebe Menschen — sind wir denn anders als so ein törichtes Rädchen? Da foppen uns tausend Wichtigkeiten des Lebens, papierene Wichtigkeiten, die nicht des Laufes wert sind — und wir laufen ihnen nach, laufen ihnen nach voll Gier und Leidenschaft — um sie zu erreichen oder nicht zu erreichen — und es geht doch wirklich nur um einen Papierball an einem Wollfaden! Er hat die verschiedensten Namen, dieser Papierball — er heißt im menschlichen Leben immer anders — er hat tausend Namen, die Wichtigkeiten heißen — und wir lauern darauf und beben vor Erregung —; und wenn man uns die süße Milch der Wahrheit und der wirklichen, nährenden Werte des Lebens hinstellt, daß wir sie genießen und uns ihrer erfreuen mögen — haben wir kaum mehr die Ruhe und Geduld, sie so hinzunehmen, wie diese heiligen Gaben hinzunehmen sind: in Demut und Stille, in Sammlung und Dankbarkeit.

Neue Bücher

* Neue Reclam-Bändchen. (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.) In Reclams Universal-Bibliothek erschien: Joh. Scherr: „Menschliche Tragikomödie“ IX. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. U. B. Nr. 6867/68. Der von den Lesern der früher erschienenen, temperamentvollen kulturgeschichtlichen Skizzen Scherrs sicher mit Spannung erwartete 9. Band enthält u. a.: Eine Verteidigung der unglücklichen, wenn auch nicht ganz schuldlosen Karoline von England. — Eine kritische Behandlung und Wertung von Grabbes Leben und Dichten. — Die Vorgänge, die zum Staatsstreich von 1851 des Prinzen Louis Bonaparte, des nachmaligen Kaisers Napoleon III., führten. — Hellmuth Unger: „Mutterlegende“. Ein Spiel in fünf Aufzügen. U. B. Nr. 6869. Hellmuth Ungers „Mutterlegende“, die vor einer Reihe von Jahren am Stadttheater in Bremen ihre Uraufführung erlebte, brachte dem jungen Dramatiker seinen ersten entscheidenden Erfolg. In geänderter Fassung nach erprobten Bühnenerfahrungen erscheint es jetzt in neuer Auflage. — Albert v. Kausch: „Sonathan“, Novelle. U. B. Nr. 6870. Diese Novelle schildert die Freundschaftstragödie Davids und Sonathans und zugleich die Königsstragödie Sauls, des zwar Berufenen, indes nicht Auserwählten. Psychologische Hellkraft erleuchtet das Geschehen, sodaß die alttestamentarischen Vorgänge dem modernen Leser auf eine wunderbare Weise nahegebracht werden.

* Oscar Maria Graf: „Bayerisches Delaméron“. Mit Bocaccios Delaméron hat das Werk Oscar Maria Graf (Verlag für Kulturforschung, Wien) eigentlich nur den Namen gemein. Milieu und Sprache beider Werke sind so verschieden, wie ein bayerischer Bauer von einem italienischen Nobile. Womit aber nicht gesagt ist, daß seine bayerischen Erzählungen weniger amüsant sind

als die des Italieners. Für zarte Gemüter ist dieses Buch nicht geschrieben. Es gehört Mut dazu, all die Dinge mit Seelenruhe auszusprechen, um die der Humor Grafs kreist. Daß er trotzdem niemals gegen den Anstand im höheren Sinne verstößt, daß er niemals lästern wird und so jeder Pornographie himmelfern bleibt, ist seine große Kunst. Sein Humor aber wirkt zwerchfellzerreißend. Ludwig Thoma bleibt eine geschämte alte Jungfer gegen diese Verbitterung, gegen diese unerhörte kaltschnäuzige Ruhe, mit der Oskar Maria Graf seine Landsleute schildert und fröhlich-offen Geschichten erzählt, die einen erwachsenen Mann glatt vom Stuhl werfen.

* Oia Affen: „Er und Sie“. (Drei-Masken-Verlag, München.) Oia Affen ist unseren Lesern durch ihre flott geschriebenen Reisebriefe und Modeplaudereien bestens bekannt. „Er und Sie“, eine moderne Gesellschaftsrevue, betitelt sich ihr neuestes Werk. Wie es von ihr nicht anders zu erwarten ist, plaudert sie in ungemein graziöser Weise über Gesellschaft sowie mondäne Regeln und Begebenheiten. Belebt ist ihr Buch durch eingestreute kleine Erlebnisse und Erzählungen, sodaß es nie eintönig wirkt. Eingeleitet wird es durch Beiträge von Käte Strefemann, Gerhart Hauptmann, Katharina von Kardorff-Oheimb, Kasimir Edschmid, Herbert Gulenberg, Louise v. Reibnitz-Malkan. Flore Zeichnungen von Ludwig Kainer schmücken es. M. B.

* Claude Farrère: „Das Geheimnis der Lebenden“, Roman. (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin SW. 68.) „Das Geheimnis der Lebenden“ ist ein eigenartiges, fesselndes, von dämonischem Reiz erfülltes Werk. Es verknüpft sich darin Erinnerungen an die ersten phantastischen Arbeiten Farrères mit einer Fabel, die kunstvoll geführt, uns mit stöndendem Atem die einzelnen Phasen verfolgen läßt. Das Buch scheint im Fieber, im Optimismus geschrieben, und wir, die wir das „Geheimnis“ nicht kennen, stehen wie unter einem beklemmenden Bann. Das uralte Alchimistenproblem der körperlichen Unsterblichkeit ist hier künstlerisch gestaltet, und zwar mit so meisterhafter Sicherheit, daß wir durch diese unwirkliche Welt wie durch eine verzauberte wirkliche gehen.

* Richard Rothe: „Der Stift und seine Verwendung“. Mit 119 Abbildungen und farbigen Tafeln. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk G. m. b. H., Wien.) Es genügt nicht, dem Kinde einen Bleistift zu geben, damit es damit zeichnen soll. Der Lehrer muß dem Kind auch sagen können, wie es den Stift zu führen hat, welche Möglichkeiten es dabei gibt, damit etwas Rechtes herauskommt, eine graphische Darstellung ausdrucksvoll gestaltet und zu voller Wirkung gebracht wird. Eine systematische Anleitung dazu mit zahlreichen Musterbeispielen und technischen Erklärungen bietet das vorliegende mit ein- und mehrfarbigen Bildern reich geschmückte Buch.

* „Doktor Dositelles Zirkus“. Text und Illustrationen von Hugh Lofting. (Williams & Co., Verlag, Berlin-Grunewald.) Eine Quelle anregender Unterhaltung und ungetrübte Heiterkeit für Kinder und solche, die sich mit Kindern freuen können, sind Hugh Loftings Dr. Dositelle-Bücher, von denen jetzt ein 3. Band ins Deutsche übertragen wurde. Dr. Dositelle hat nämlich die Sprache der Tiere von einem Papagei gelernt und weiß deshalb um ihre Sorgen und Nöte Bescheid. Der gute Tierdoktor geht neuerdings mit seinen zwei- und vierbeinigen Freunden, die alle so originelle und leicht zu behaltende Namen haben, zum Zirkus über, um Geld zu verdienen, das er für seine bedürftigen Freunde verwendet. Er sorgt auch in anderer Hinsicht für sie und bleibt bemüht, das Dasein der hinter Gittern Gefangenen oder von den Menschen Drangsalirten erträglich zu gestalten. Immer hilfsbereit, wenn es gilt, menschliche Unvernunft der Kreatur gegenüber zu verhindern, erlebt er eine Fülle spannungsvoller Abenteuer, die mit seinem Humor erlebnisreiche Schilderung erfahren und eine scharfe Beobachtungsgabe nicht nur den Tieren, sondern auch den Menschen gegenüber erkennen lassen. Das amüsante Buch muß jedem Kinde Freude bereiten.

* Martha Ostenso: „Die tollkühnen Carews“, Roman. (F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Wie von einem großen Erlebnis diktiert und atemlos nachgeschrieben, mutet der neue Roman der Verfasserin von „Der Ruf der Wildgänse“ und „Erwachen im Dunkel“ an, diesmal die Geschichte einer seltenen Liebe, aus der Fülle äußeren Erlebens und inneren Gesichts geschöpft, erdgewachsen, mutig gefaßt. Die Gegensätze zwischen dem von keinerlei Hemmungen beschwerten Geschlecht sorgloser Genießer und ihren durch Armut und Plage bedrückten Nachbarn sind in der kraftvollen Art der Ostenso dargestellt in einer von prachtvollen Gestalten belebten, packend erzählten Handlung.